



**Nicknames (19/3)**

Spitznamen und andere Liebeserklärungen

# **moderneREGIONAL**

Ein Spitzname ist Fluch und Segen, Kritik und Kompliment zugleich. Gerade Bauten der Moderne scheinen dazu Anreiz zu geben, reichen die Ehrentitel doch vom „Mäusebunker“ bis zur „Schwimmoper“. Das Sommerheft 2019 „Nicknames“ folgt den Spuren der Schwarmintelligenz vom Tierreich bis zu architektonischen Vorbildern

Alexander Kleinschrodt

- [3 – 6]** Stefan Rethfeld  
**LEITARTIKEL: Echo vom Bürgersteig**
- [7 – 11]** Alexander Kleinschrodt  
**FACHBEITRAG: So ein Theater**
- [12 – 15]** Anke von Heyl  
**FACHBEITRAG: Gib mir Tiernamen!**
- [16 – 19]** Karin Berkemann  
**FACHBEITRAG: Im Gotteskäfig**
- [20 – 23]** Heinrich Otten  
**PORTRÄT: St. Horten**
- [24 – 28]** Interview mit Peter Busmann  
**„Abhängig von Bildern“**
- [29]** nennen wir es Gehirnjogging  
**FOTOSTRECKE: Nickname-Bilderrätsel**

## LEITARTIKEL: Echo vom Bürgersteig

*von Stefan Rethfeld*



*Wuppertal, Schwimmoper (Bild: Matthias Böhm, CC BY SA 4.0, 2015)*

Halleluja-Rutsche. Langer Eugen. Schwimmoper. Der Volksmund ist häufig spontan bei seinen Zuschreibungen und vergibt eigene Namen für Bauten: Spitznamen. Architektur wird knapp betitelt, pointiert bewertet, lustvoll beschrieben und dabei sowohl geadelt als auch getadelt. Doch zumeist ist viel Herz dabei. Und obwohl die Namen einfach klingen, beschreiben sie eine ganze Menge. Sie verraten etwas von der Architektur und zugleich etwas über den urteilenden Blick. Ein dankbares Feld für eine große Forschung – oder eine kurze Übersicht.

### **Vor den Augen der Öffentlichkeit**

Spitznamen betiteln zumeist Bauten, die herausragen. Aus einem Meer von Gebautem. Die über eine individuelle Gestalt verfügen und konzeptionell wie künstlerisch eine besondere Schöpfungshöhe erreichen. In ihrer Zeit sind ihre Architekten zumeist ein gestalterisches Risiko eingegangen – vor den Augen der Öffentlichkeit. Die Bauten sind daher Ausdruck gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Neuerungen, ob im Schul- und Krankenhausbau, im Verwaltungs- und Geschäftshausbau, ob bei Kirchen, Kulturbau-

## moderneREGIONAL

ten oder Wohnhäusern. Spitznamen verstehen sich als eine Erweiterung vom Bürgersteig, ein Echo aus dem Alltag der Gesellschaft. Wie genau Spitznamen entstehen, ist dabei kaum zu rekonstruieren. Ob tatsächlich ein Blick, ein Gespräch, eine zündende Idee im Vorbeigehen der Ausgangspunkt war oder ein guter Zeitungsartikel mit einer knackigen Beschreibung? Nachweisen lässt es sich in den wenigsten Fällen. Und ebenso wenig erzwingen: Wiederholt ist zu verfolgen, dass in Namenswettbewerben zwar Vorschläge prämiert, doch noch lange nicht vom Volksmund übernommen werden.

Spitznamen zählen damit zu den empfindlichen Setzungen. Oftmals erweisen sich alternative Wörter eben nur als Luftwörter, die ziemlich schnell wieder verschwunden sind. So hat sich die „Waschmaschine“ beim Bundeskanzleramt in Berlin bis heute nicht wirklich eingebürgert. Vielmehr handelt es sich bei Spitznamen um so etwas wie Schwarm-Intelligenz. Viele Menschen bilden hierbei eine Art „Superorganismus“ für das eine „Superwort“: ein Prozess, der weder zentral gesteuert noch hierarchisch organisiert ist. Zu den erfolgreichsten Schöpfungen zählt „Erichs Lampenladen“, der seinerzeit den Palast der Republik in Berlin treffend bezeichnete. In gelungene Spitznamen fließen auch Milieubetrachtungen und ein politischer Kommentar mit ein. Gerne amüsiert sich der Normalbürger über eine gewisse Abgehobenheit einer Machtelite. Der Spitzname befreit die Gesellschaft vom verordneten Erscheinungsbild – ihrer selbst und der Gebäude.

### **Berliner Namenstage**

Spitznamen erhalten Bauten, die in ihrer Gestalt von Alltagsbauten abweichen: in der Länge, Breite, Höhe, in ihrer Materialität oder Farbe, in ihrer Konstruktion, in ihrem Raumprogramm, in ihrer öffentlichen Widmung oder in ihrer Entstehungsgeschichte. Welche Rollen spielten Politik und Gesellschaft, Bauherr und Architekt, Zeit und Kosten? Kurzum: Ein Gebäude bietet zumeist viele dankbare Ankerpunkte für Spitznamen. Häufig wirken auch mehrere zusammen. Eine besonders hohe Dichte an Orten mit gelungenen Spitznamen haben in Deutschland sicher die Städte und Regionen, in denen sich sowohl Meinungsfreude im Volk und Experimentierlust in der Architektur in Umbruchzeiten kreuzen. Berlin scheint hier geradezu prä-



destiniert. Ganze Reiserouten sind entlang von Spitznamen möglich. Vor allem die Bauten der 1950er bis 1970er Jahre zeichnen sich hierbei durch eine große Bandbreite aus.

Eine Strecke könnte führen vom „Bierpinsel“ (Poparchitektur von Ralf Schüler/Ursula Schüler-Witte, Turmgebäude, 1976) zum „Mäusebunker“ (Tierlaboratorium, 1969-72 von Gerd Hänska), von der „Rost- und Silberlaube“ (FU-Institutsgebäude, 1973-82 von Candilis-Josic-Woods mit Manfred Schiedhelm) zum „Raumschiff Enterprise“ (Internationales Congress Centrum von Ralf Schüler und Ursula Schüler-Witte, 1975-79), vom „Bikinihaus“ (Paul Schwebes, Hans Schoszberger, 1955-57) und „Lippenstift und Puderdose“ (Gedächtniskirche, Neubauten von Egon Eiermann, 1959-61) über den „Zirkus Karajani“ (Philharmonie, Hans Scharoun, 1960-63) bis zum „Sozialpalast“ (Wohnblock „Pallasseum“ von Sawade/Frowein/Grötzebach/Plessow, 1974-77). Auch die „Schwangere Auster“ (Kongresshalle von Hugh Stubbins, 1957) liegt ebenso auf dem Weg wie der „Tränenpalast“ (Grenzübergangsstelle von Hans Lüderitz, 1962) und verteilt in mehreren Bezirken die „Melitta-Kirchen“ (verschiedene Architekten, 1970er Jahre).

### **Taxitauglich**

Für Spitznamen sind Sprachbilder notwendig, die eingängig klingen und leicht weitergegeben werden können. Bekannte Vorbilder aus der Natur, der Tierwelt oder dem Haushalt bieten willkommene Formen, die ins Große projiziert werden: In den 1950er und 1960er Jahren wurden so gerade Puderdosen, Nagelfeilen, Lippenstifte und Kaffeefilter zu beliebten Vokabeln, die sich dann als „taxitauglich“ festgesetzt haben.

Deutschlandweit amüsieren wir uns über „Soll und Haben“ in Frankfurt am Main (Zwillingstürme der Deutschen Bank von Walter Hanig, Heinz Scheid und Johannes Schmidt, 1979-84), den „Langen Eugen“ in Bonn (Bürohochhaus von Egon Eiermann, 1966-69), das „Elefantenklo“ in Gießen (Fußgängerüberführung von 1968), die schwungvolle „Schwimmoper“ in Wuppertal (Badeanstalt von Friedrich Hetzelt, 1955-57), den „Affenfelsen“ in Bensberg (Rathaus von Gottfried Böhm, 1963-69) oder den „Weisheitszahn“ in Leipzig

# moderneREGIONAL

(City-Hochhaus von Hermann Henselmann, 1968-72). Dagegen lassen sich ein „langer Jammer“, ein „Weißer Riese“, ein „Bügeleisen“ und diverse „Blechbüchsen“, „Spardosen“ und „Bierkisten“ vielerorts finden.

## Häuser ohne Augenbrauen

Ein frühes Beispiel formulierten die Wiener. Als das Loos-Haus am Michaelerplatz 1911 eröffnet wurde, nannten sie es kurzerhand das „Haus ohne Augenbrauen“ – und bezeichneten damit im prachtvollen Wien eine auffallend schmucklose Fassade. Treffsicher markierten sie damit den Startpunkt der Wiener Moderne. Wir dürfen gespannt sein, wie künftige Spitznamen auch hierzulande den Zeitlauf kommentieren. Die „Halleluja-Rutsche“ (Stephanuskirche) gibt es übrigens in Gelsenkirchen-Buer, gestaltet 1970 nach Entwürfen von Peter Grund.



Wien, Loos-Haus (Bild: Thomas Ledl, CC BY SA 4.0, 2015)

## FACHBEITRAG: So ein Theater

*von Alexander Kleinschrodt*



*Frankfurt am Main, Großmarkthalle (Bild: Urmelbeauftragter, bearbeitet von Dontworry, GFDL oder CC BY SA 3.0, 2009)*

Eine etwas größere Dorfkirche, noch dazu mit einer Doppelturmfassade, würdigt man im Rheinland gern mit dem Ehrentitel „Dom“. Überregional bekannt wurde 2018 der „Immenrather Dom“, die neuromanische Pfarrkirche St. Lambertus im gleichnamigen Stadtteil von Erkelenz. Sie musste dem Tagebau Garzweiler weichen. An diesem Beispiel zeigt sich nur die Spitze eines Eisbergs: Menschen benennen Bauwerke nach anderen Bauwerken. Dabei kommt nicht immer nur Bewunderung zum Ausdruck – und folgt man zunächst der Spur der kleinen rheinischen „Dome“, stößt man auf dasselbe Sprachspiel auch in einer säkularen Variante. Der wahrscheinlich prominenteste Fall findet sich in Hessen: „Gemieskerch“, also Gemüsekirche, nannten die Frankfurter ihre 1928 fertiggestellte Großmarkthalle (heute Europäische Zentralbank) – einen Profanbau von sakralen Ausmaßen.

### **Kritische Konnotationen**

Die Großmarkthalle entstand nach einem Entwurf von Martin Elsaesser, den Stadtbaurat Ernst May für das Neue Frankfurt angeworben hatte. Der Spruch „Alles neu macht der May – alles besser

# moderneREGIONAL

Elsaesser“ schaffte es als „zeitgenössisches Bonmot“ bis in Wikipedia. Man merkt schon: Hier kommt ein Staunen zum Ausdruck, sicher auch eine gewisse Skepsis. Das gleiche gilt für die „Gemüsekirche“. Dass ein modernes Bauwerk für den Lebensmittelvertrieb solche Dimensionen erhält, würdigt dieser Spitzname mit einer gewissen Hochachtung. Auch die als sakral empfundene Halle hat wohl ihre Spur hinterlassen. Doch wenn der Eindruck nicht täuscht, enthält der Spitzname auch eine kritische Konnotation. Dass dieser Aufwand für einen recht profanen Zweck betrieben wurde, kann eine Irritation bedeutet haben: In diesem Riesenbau wechseln nun also Kartoffeln und eingelegte Gurken den Besitzer? Ist diese Halle, wie man heute sagen würde, ein „Konsumtempel“?

Welche Bedeutungsebene man in den Vordergrund rückt, muss der individuellen Einschätzung vorbehalten bleiben. Die Geschichte der „Gemieskerch“ bliebe aber unvollständig, wirft man nicht einen Blick auf den damaligen Kirchenbau. Denn eben genau seit den 1920er Jahren herrschte Unsicherheit, wie eigentlich eine Kirche auszusehen hat. In Dortmund entstand zwischen 1927 und 1930 die Nicolai-Kirche, deren konstruktive Verwandtschaft mit der Frankfurter Großmarkthalle nicht zu übersehen ist. Auch hier ist der Innenraum bestimmt von einem angeschrägten Stahlbetonrahmen-Tragwerk und Wänden, die in Fensterraster aufgelöst wurden. Peter Grund und Karl Pinno, die diese evangelische Kirche entworfen hatten, sahen sich mit dem keineswegs gegenstandslosen Vorwurf konfrontiert, ihr Bau gleiche einer Industriehalle. Mit der Pointe, dass vermeintliche Zweckbauten dieser Zeit ihrerseits (namentlich) zu Kirchen erhoben werden konnten. So auch in der Dortmunder Nachbarschaft: Die neusachliche Schachtanlage der Zeche Zollverein in Essen (Fritz Schupp/Martin Kremmer, 1928-32) erhielt – wenn auch wohl erst später – die Zuschreibung „Kathedrale der Arbeit“.

## **Opernhäuser aller Art**

Soll ein Gebäude als bemerkenswert markiert werden, dann bietet sich auch ein Vergleich mit Bauwerken der Hochkultur an – die natürlich ihrerseits schon als „Tempel der Kunst“ vorgeprägt sind. Besonders aufschlussreich ist hier das Wuppertaler Stadtbad: Das zwischen 1955 und 1957 von Friedrich Hetzelt errichtete, damals häufig





*Dortmund, Nicolai-Kirche (Bild: Rainer Halama, CC BY SA 3.0)*

publizierte Haus erhielt den Spitznamen „Schwimmoper“. Ausgangspunkt war hier anscheinend, dass auf dem Johannisberg, wo – neben der historistischen Stadthalle – die „Schwimmoper“ ihren Platz fand, tatsächlich vorübergehend ein Opernhaus geplant war. Nach Fertigstellung der Schwimmhalle erschien der saloppe Spitzname offensichtlich weiter plausibel, er avancierte sogar zur offiziellen Bezeichnung der Sport- und Freizeitstätte. Die großen Tribünen zu beiden Seiten des Wettkampfbeckens erinnern tatsächlich an ein Theater. Auch die städtebauliche Freistellung passt zu der seit dem 19. Jahrhundert beliebten Platzierung von Bauten der Hochkultur. Jene Transparenz, welche die großflächig verglaste Schwimmoper auszeichnet, findet sich dann wenig später in einem benachbarten, auch als Opernhaus genutzten Bau: dem 1959 eröffneten Theater Gelsenkirchen von Werner Ruhнау.

Schon eine schnelle Recherche zeigt, dass es in Deutschland weitere „Schwimmoper“ gibt. Mit diesem Namen versehen wurden unter anderem zwei bemerkenswerte Bauten der 1970er Jahre: die Alster-Schwimmhalle in Hamburg (Horst Niessen/Rolf Störmer mit Leon-

hardt Andrä, 1968-73) und das Rebstockbad in Frankfurt (Dieter Glaser, 1979-82). Die Hamburger Schalenkonstruktion soll, so ein Bericht des NDR, bereits vor ihrer Fertigstellung zu Namensvorschlägen angeregt haben („Hanseatengroßwäscherei“, „Zitterrochen“). Doch während es die Alster-Schwimmhalle in die Denkmalliste geschafft hat und saniert wird, schließt das Rebstockbad im Frühjahr 2020 und wird abgerissen.

### **Kollektive Imaginationen**

Der Logik dieses Artikels folgend, steht nun die Frage im Raum: Wurden moderne Opernhäuser ebenfalls mit architektonischen Spitznamen versehen? Natürlich! Die Kölner Oper (Wilhelm Riphahn, 1954-57), zuletzt vor allem für die Schwierigkeiten bei der Sanierung bekannt, machte zu Beginn ganz andere Schlagzeilen: als „Denkmal des unbekanntem Intendanten“. Stein des Anstoßes waren hier wohl die abgeschrägten Anbauten an den Bühnenturm. Dieser ungewohnte Umriss erinnerte manche Betrachter anscheinend an die Gedächtnisorte für die Gefallenen der Weltkriege. Auch die Variante „Grabmal“ ist überliefert. Womöglich hat man dabei an altägyptische Sepulkralarchitektur gedacht, denn das Kölner Opernhaus ähnelt in seiner Großform unbestreitbar einer Pyramide.

So oder so kommt hier einmal mehr zum Ausdruck, dass da etwas Unerwartetes im Stadtraum auftauchte. Eine Wahrnehmung, für die heute fast reflexhaft die Allegorie „Ein Ufo ist gelandet“ bemüht wird – wohl das größte Klischee der gegenwärtigen Architekturkritik. Geläufig ist diese Metapher aber erst seit der weiten Verbreitung von Science-Fiction-Literatur bzw. Alien-Filmen, die in der Nachkriegszeit von den USA ausging. In Europa bestimmten damals andere, etwas bodenständigere Bilder die kollektive Imagination. Wichtig war die Hoffnung auf die Segnungen der Atomenergie. Das zur Weltausstellung in Brüssel 1958 errichtete Atomium war deren baulicher Ausdruck, eine frühe Form von „iconic architecture“, die keines Spitznamens mehr bedurfte. So überrascht es nicht, dass neuartige Architektur metaphorisch mit dieser Technologie in Verbindung gebracht wurde. Vereinzelt bezeichnete man die Oper Köln als „Atommeiler“. Doch hier ging es nicht um Ähnlichkeit, sondern um eine Unbestimmtheit. Für einen konkreten Vergleich mit einem

Atomkraftwerk fehlte um 1960 noch die Grundlage. Große kommerzielle Anlagen dieser Art – typisch wurde später die halbrunde Stahlbetonkuppel von Obrigheim oder Biblis – gingen in der Bundesrepublik erst Ende der 1960er Jahre in Betrieb.

### **Schlupfloch oder Denkmal?**

Wie die Rezeptionsgeschichte des Mainzer Rathauses (Arne Jacobsen/Otto Weitling, 1970-74) zeigt, braucht es aber keine derart hochfliegenden Sprachbilder, um originell und subversiv zu sein. Der Bau direkt am Rhein war ein zentrales Projekt des damaligen Mainzer Oberbürgermeister Jockel Fuchs. In Anlehnung an ihn wurde das nicht zu übersehende, hochwertig ausgestattete Rathaus „Fuchsbau“ getauft. Die Interpretation scheint klar: Augenzwinkernd gibt man zu erkennen, dass der beliebte Politiker sich hier ein Denkmal gesetzt habe. Das gilt umso mehr, seit der Platz vor dem Rathaus nach Jockel Fuchs benannt wurde. Gelegentlich wird aber behauptet, bei „Fuchsbau“ schwingt ein Unbehagen an der Architektur des Rathauses mit. Hierin liege, so heißt es dann, auch Kritik an dem unscheinbaren Haupteingang, der wie ein Schlupfloch daherkomme. Als Befund ist das natürlich nicht falsch, doch geraten darüber die sonstigen Qualitäten des Mainzer Rathauses leicht aus dem Blick. Muss dieses von einer selbstbewusst agierenden Stadt umgesetzte Gebäude, das nicht weit vom Mainzer Dom entfernt ist, nicht schon als eine „Kathedrale der Kommunalpolitik“ gelten?



## FACHBEITRAG: Gib mir Tiernamen!

von Anke von Heyl



*Berlin, Kongresshalle (Bild: Farbkontrast, CC BY SA 3.0)*

Laubfrosch, schwangere Auster, Mäusebunker, Gürteltier und Tausendfüßler – die faunistische Artenvielfalt der Nachkriegsarchitektur ist erstaunlich. Und übrigens nicht ganz neu: Bereits im Mittelalter verpasste man Häusern gerne Tiernamen. Was früher ganz simpel der Orientierung innerhalb der Stadt diene, muss man heute sicher unter anderen Vorzeichen sehen. Was genau steckt hinter diesem Phänomen? Und wie funktionieren die Tiernamen im Kontext der Architekturbetrachtung?

### Form follows Fauna

Auch wenn die Entstehungszeit ein wenig über die hier untersuchte Nachkriegsmoderne hinausragt, lohnt es, sich auf ein paar Meter dem „Gürteltier“ zu nähern. Auf Luftbildern ist die Ähnlichkeit zu einem gepanzerten Tierchen wirklich enorm: Insgesamt 15 ellipsenförmige Bögen tragen die Struktur des Gebäudes, das Nicholas Grimshaw 1998 für die Industrie- und Handelskammer (IHK) in die Berliner Fasanenstraße stellte. Nach seiner ursprünglichen Planung hätte die Fassade noch extremer gestaffelt werden müssen, die Anmutung an einen Gürteltierpanzer wäre noch stärker ausgefallen.



Am Ende musste der Architekt allerdings eine einheitliche geschlossene Fassade bilden. In Interviews betonte Grimshaw später, der Titel „Gürteltier“ sei von den Zeitungen erfunden worden. Aber als Vertreter eines biomorphen Bauens dürfte ihm dieser Spitzname dann wohl doch gefallen haben. Demnach stehen Häuser mit Tiernamen auch in einer Architekturtradition, die bewusst Vorbilder aus der Natur wählt.

Dabei kommen Spitznamen oft gerade nicht aus Fachkreisen. Sie stellen vielmehr eine Architektur-Aneignung durch Laien dar und folgen ganz anderen Motiven als eine bautechnische Beschreibung. Für den inoffiziellen Titel der von **Hugh Stubbins** 1957 gestalteten Kongresshalle (Haus der Kulturen der Welt) stand sicher auch der Verniedlichungswahn der Nachkriegszeit Pate. Der Berliner Volksmund (kaum eine Stadt kennt mehr Tiernamen für Bauten) sah in der „schwangeren Auster“ weniger eine kühne hyperbolische Paraboloidschale oder ein Wahrzeichen für die freiheitliche Demokratie. War man nach der Nazidiktatur vielleicht auch der symbolisch überfrachteten Architektur überdrüssig? Oder spielt da noch etwas anderes hinein, gerade bei der Architekturmoderne? Vielleicht betrauerte man nach dem Sieg der rationalen Moderne über die Zuckerbäcker-Schnörkel der Jahrhundertwende auch den Verlust von „Schönheit“. Und betrauert ihn bis heute.



*Berlin, Ludwig-Erhard-Haus/IHK (Bild: IHK Berlin)*

## Sehnsucht nach Romantik

Für die Allgemeinheit taugen besonders charakteristische Bauten als emotionale Symbole – sowohl im positiven als auch im negativen Sinne. Im Vordergrund steht das eigene Erleben der Architektur, die Ablehnung oder die Identifikation mit der Umgebung. Der Tierforscher Konrad Lorenz soll einmal geäußert haben: Der Wunsch des Menschen, ein Tier zu halten, entspreche der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Möglich, dass in den Spitznamen für die gebaute Nachbarschaft auch eine vertrauensbildende Maßnahme steckt. Schließlich beeinflusst die architektonische Bildsprache bekanntermaßen den Menschen und seine Stimmung.

Was der Neandertal-Halle in Mettmann rasch den Ehrentitel „Laubfroschoper“ einbrachte, liegt auf der Hand. Der Bau von Wolfgang Rathke aus dem Jahr 1982 kommt poppig in Laubfrosch-Grün daher: Die Fassade ist vollflächig in dieser Farbe verkleidet. Ebenso gut könnte man sich an ein Krokodil erinnert fühlen, wenn sich der Bau zur einen Seite hin mit verschachtelten Elementen nach vorne verjüngt. Aber je nach Blickwinkel kann man sich auch einen gigantischen hockenden Frosch vorstellen. Die Neandertal-Halle, deren Zukunft heute trotz Denkmalschutz nicht rosig aussieht, war als Gemeinschaftsforum für Mettmann geplant und wurde von den Bürgern anfangs sehr gut angenommen. Bis heute liegt der Bau zentral und passt sich in die Umgebung ein – entsprechend scheint der Spitzname hier von liebevoller Vertrautheit zu erzählen.

## Landmarken und Charakterbauten

Weniger die positiv besetzte Natur als vielmehr die unübersehbare Stellung im Stadtbild führten dazu, dass eine 1962 in Düsseldorf errichtete Hochstraße ihren Spitznamen erhielt. Der „Tausendfüßler“ dessen Abriss 2013 von nicht wenigen Anhängern sehr bedauert wurde, zierte in den 1960er Jahren sogar Postkarten. Das zeugt von einem gewissen Stolz auf die geschwungene Konstruktion, die auf mehreren Stützen aufsetzte. Auch wenn sich vor der Erbauung einige Proteste formierten (nein, Teile vom Hofgarten wollte man nun wirklich nicht opfern): Die Düsseldorfer identifizierten sich lange mit ihrem Tausendfüßler.

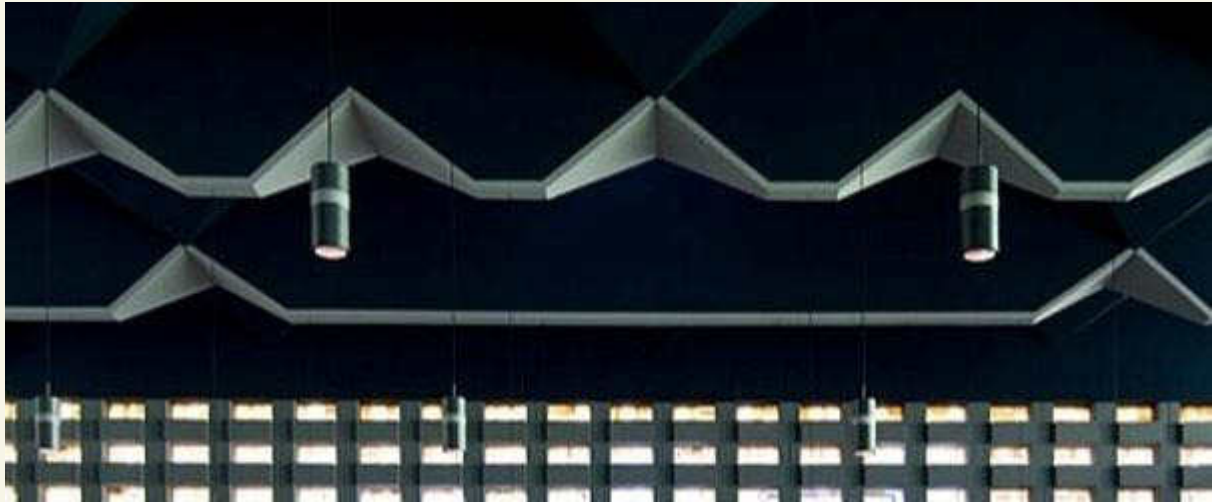
Diese breite Annahme der seit 1993 unter Denkmalschutz stehenden Jan-Wellem-Hochstraße ist ein Beispiel für die damalige Begeisterung für eine gelungene Verkehrsleitung. Architekt Friedrich Tamms war das Kunststück gelungen, die über 500 Meter lange Konstruktion leicht und schwebend aussehen zu lassen. Auf Y-Stützen ruhte eine relativ dünne Betondecke – alles wirkte dynamisch und beweglich. Das Phänomen „Tausendfüßler“ erreichte auch andere Städte, denn ebenso in Bonn gibt es eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so elegante Hochstraße.

### **Auf zur Expedition!**

Manchmal können Tiernamen durchaus wertend gegen eine elitär oder martialisch daherkommende Architektur eingesetzt werden. So findet man beim Berliner „Mäusebunker“ keinerlei entsprechenden äußeren Merkmale. Hier ist es eher die ehemalige Nutzung als Tierversuchslabor, die zu dieser Ironisierung führte. Bis 1981 nach Entwürfen von Gerd Hänska errichtet, wartet der Mäusebunker heute asbestverseucht auf seinen Abriss. Das Gebäude setzt allerdings so eindeutige Schlüsselreize, dass es zum heimlichen Instagram-Star avancierte. Exzentrische blaue Lüftungsrohre ragen wie Kanonen aus der pyramidenartigen Architektur. Anscheinend wollte man damit den erhöhten Frischluftbedarf für die Tierhaltung sicherstellen. Aber der kriegerische Ausdruck kann nicht unbeabsichtigt gewesen sein. „Mäusebunker“ nimmt sich dem gegenüber niedlich aus, ganz in der Tradition von Begriffen wie „Mäusekino“ für kleine Displays. Schlägt sich in diesem Kontrast harsche Kritik nieder? Oder ist es eher wie das Pfeifen im Wald angesichts der wuchtigen Überpräsenz? Warum, wann und wie genau Spitznamen verwendet werden, gehört in den Bereich der Oral History. Es lädt dazu ein, die so bezeichneten Exponate genauer unter die Lupe zu nehmen. In diesem Sinne: Auf zur nächsten Expedition!

## FACHBEITRAG: Im Gotteskäfig

von Karin Berkemann



*Ahaus, St. Mariä Himmelfahrt (Bild: LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Foto: Angelika Brockmann-Peschel, 2017)*

Geneigte Leserin, geneigter Leser, sehen Sie diesen Beitrag als „Text-Connection“ zum wundervollen Porträt von Heinrich Otten in diesem Themenheft. Darin führt er durch die Geschichte von St. Horten, vom modernen Schiff der Stadtpfarrkirche St. Mariä Himmelfahrt in Ahaus. Abschließend empfiehlt er einen zweiten Spitznamen desselben Bauwerks zur weiteren Betrachtung: Gotteskäfig. Kirchen fordern offenbar wie kaum eine andere Baugattung zu Wortspielen heraus. Denn hier ließ man den Architekten gerade in den Nachkriegsjahrzehnten besonders viel Freiraum, ermutigte sie gar zu bildhaften Formschöpfungen. Da ist es bis heute einfach zu verlockend, derart bedeutungsschwere Bauten mit einem treffenden Spitznamen auf den Boden des Alltagslebens zurückzubringen – und damit gleich noch den ein oder anderen Vertreter des Bodenpersonals aus seinem selbstgewählten Gotteskäfig herauszuholen.

### Die Rache der Haushälterinnen

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Rolle der Frau in den beiden großen christlichen Konfessionen – ebenso wie im Bauwesen – bekanntermaßen keine gleichberechtigte. Nicht umsonst fanden sich



unter den drei K, die man der weiblichen Seite zuordnete, neben den Kindern ebenso Kirche und Küche. Da mag es eine kleine Dosis sprachlicher Wiedergutmachung enthalten, wenn viele augenzwinkernde Spitznamen für Kirchenbauten dem Haushalt zuzuordnen sind: Schon Zeitgenossen fühlten sich bei St. Engelbert in Köln-Riehl, von Domimikus Böhm 1932 als eine Folge von Parabelbögen gestaltet, an eine Zitronenpresse erinnert. Für die Auferstehungskirche, bei der Otto Bartning 1929 drei kreisrunde Zylinder übereinanderstapelte, prägte sich der Begriff Tortenkirche ein.

Nicht die Form, sondern ein legales Dopingmittel stand Pate für Sankt Mokka: Die Bewohner des Eifelörtchens Schmidt hielten sich nach Kriegsende mit dem Schmuggel von Mokkabohnen aus dem nahen Belgien über Wasser. Dieses kleine Laster wusste der damalige Pfarrer geschickt in Spenden für den Wiederaufbau der Kirche St. Hubertus umzulenken. Im mondänen Berlin hingegen beschreiben die Großstädter ihre neue Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, deren kriegszerstörtem Turm Egon Eiermann einen Campanile und einen modernen Achteck-Bau zur Seite gestellt hatte, als Lippenstift und Puderdose. Mit diesen Konsumartikel-Vergleichen hatte das Wirtschaftswunder auch sprachlich in den Kirchbau Einzug gehalten.

### **Im Krieg der Konfessionen**

Doch lange Jahre blieb die Kriegserfahrung im Kirchenbau lebendig, wurde von der Wiederaufrüstung im ideologischen Kampf der beiden Blöcke weiter befeuert. Noch während der Kriegsjahre richteten sich die in den Städten verbliebenen Gläubigen inmitten von Trümmern ein, feierten ihre Gottesdienste buchstäblich in den Ruinen. Später wurden die steinernen Überreste oft in den Neubau eingebunden oder als Gedenkstätte inszeniert. Otto Bartning schließlich prägte das Behelfswort Notkirche positiv um und adelte damit seine Serie hölzerner Systembauten zum Ideal der Nachkriegszeit.

Wortwörtlich eine Bunkerkirche entstand in Düsseldorf-Heerdt. Hier wurde in einem Hochbunker des Zweiten Weltkriegs 1949 der römisch-katholische Gottesdienstraum Sankt Sakrament (so der offizielle Name!) eingerichtet. Der Architekt Philipp Wilhelm Stang er-

gänzte den Bestand dafür 1952 noch um einen betonsichtigen Glockenturm. Eine ebenso sinnfällige wie baukünstlerisch überzeugende Lösung, die heute zu Recht unter Denkmalschutz steht. Das Wort vom Gottesbunker wurde später auch auf viele der wehrhaften brutalistischen Neubauten der 1960er und frühen 1970er Jahre angewendet, in denen die Gemeindeglieder nach Geborgenheit suchten.

### **Mit Schwung zu den Sternen**

Im Zeitalter des Weltraum-Wettrennens übertrug sich die Begeisterung für die Geschwindigkeit des technischen Fortschritts auch auf die Kirchen. Ungezählte Neubauten der Nachkriegsmoderne wurden unter Seelenabschussrampe, Seilbahn Gottes oder Nonnenrutsche geführt. Nicht zuletzt sprachen die Münchener bei der prominent gelegenen Matthäuskirche, deren Neubau Gustav Gsaenger 1955 in schwungvolle Nierentisch-Formen hüllte, von Luthers Achterbahn. Seinem spaßfreien Reformatoren-Kollegen Calvin hätte man hier wohl höchstens einen Parkplatz gewidmet.

Die ernsthaftere Variante solcher Vergleiche wurzelte schon zur Bauzeit in den Bereichen „Zelt, Schiff, Wohnung“, wie Kerstin Wittmann-Englert in ihrem gleichnamigen Standardwerk herausarbeitete. Demnach lagen Bilder des „Unbehausten“ in den Nachkriegsjahrzehnten in der Luft, wurden teils bereits in der architektonischen Planung angelegt, teils später im Bauprozess darauf projiziert. Solche Formen und Vergleiche fielen im kirchlichen Umfeld auf besonders fruchtbaren Boden, steckt die Bibel doch voller Anspielungen auf die „christliche Seefahrt“ und das „wandernde Gottesvolk“. Mit dem Aufkommen der programmatisch nüchternen Gemeindezentren, das auch im Profanbau mit dem Ende unbegrenzter Formenfreiheiten zusammenfiel, versiegte die Flut an Bei- und Spitznamen.

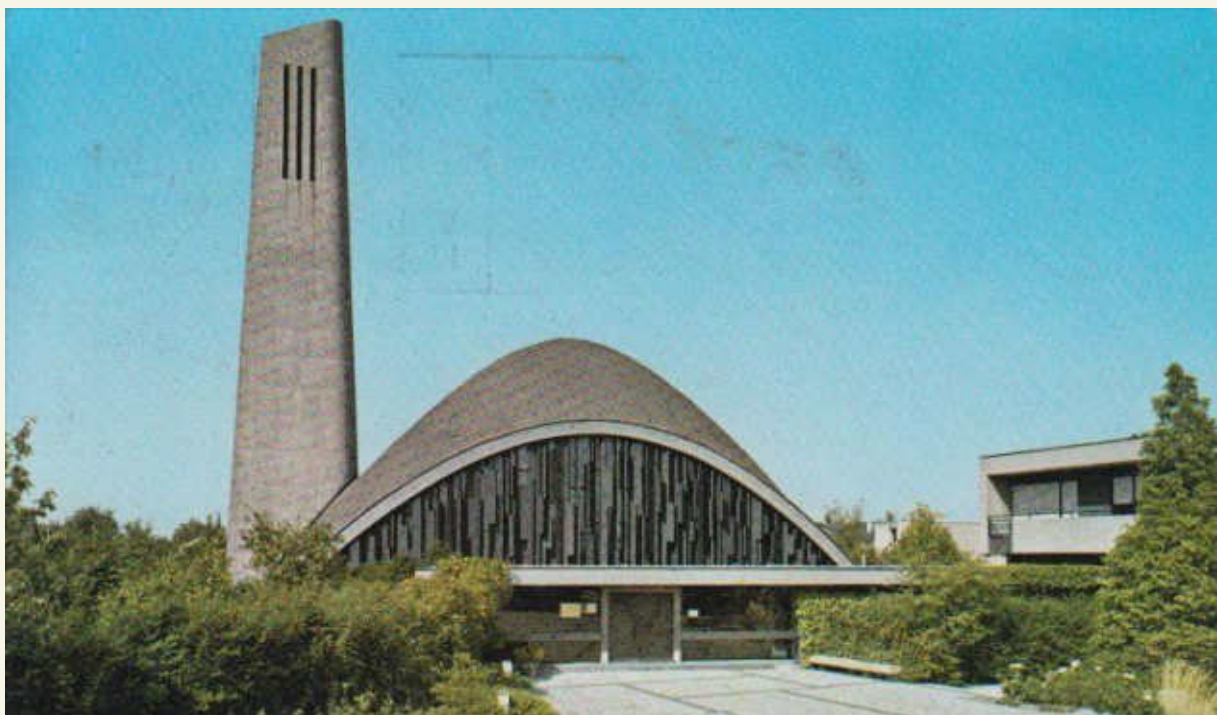
### **Sankt Schildkröt und falsche Flundern**

Natürlich sind da auch die Spitznamen, die ganz profan einer formalen Ähnlichkeit folgen: Sankt Schildkröt (nach der Kuppel der Christuskirche in Meerbusch-Büderich), die HO-Kirche (nach den Beton-

formsteinen von St. Joseph in Berlin) oder der Hohle Zahn (für den Turmstumpf der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin). Doch am Ende aller vergnüglichen Sprachspiele ist zur Nüchternheit zu raten. Allzu gerne entert das hauptamtliche Bodenpersonal Kirchen-Kosenamen – und nimmt sie zum Anlass für launige Predigten und sinnfällige Büttenreden, untermalt durch ein oder zwei Tiki-Küstenmacher-Karikaturen. In dieser pastoralen Sportart häufen sich traditionsgemäß Vergleiche aus dem maritimen Umfeld. Nicht umsonst sah der Hamburger Architekt Friedhelm Grundmann solche Zuschreibungen mit großer Gelassenheit: „Schon bei meinen Kirchen hieß es immer: ‚Das ist das Zelt, das Schifflin Christi‘. Ich habe dann nur geantwortet: ‚Es könnte auch ein Fisch sein. Vielleicht eine Flunder?‘“

**Literatur:** Heß, Regina, Brutalismus, Multifunktionalismus, „forma materna“.

Katholischer Kirchenbau zwischen Zweitem Vaticanum und Postmoderne, in: Dies. u. a. (Hg.), Kirche und Kunst. Kunstpolitik und Kunstförderung der Kirchen nach 1945. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft (Kunst und Politik 14), S. 97-111; Kappel, Kai, Memento 1945? Kirchenbau aus Kriegsrüinen und Trümmersteinen in den Westzonen und in der Bundesrepublik Deutschland, München/Berlin 2008; Müller, Felix, Religiöse Kunst im Konflikt zwischen Urheberrecht und Sacheigentum (Geistiges Eigentum und Wettbewerbsrecht 123), Tübingen 2017; Wittmann-Englert, Kerstin, Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne, Lindenberg im Allgäu 2006.



*Meerbusch-Büderich, Christuskirche (Bild: historische Postkarte)*

## PORTRÄT: St. Horten

von Heinrich Otten



*Ahaus, St. Mariä Himmelfahrt (Bild: historische Postkarten, Krapohl-Verlag, Schloss Hülchrath)*

Helmut Horten war Chef eines großen deutschen Warenhauskonzerns, jedoch kein Heiliger der katholischen Kirche. Von „St. Horten“ spricht man dennoch, wenn es im westfälischen Ahaus um die katholische Stadtpfarrkirche St. Mariä Himmelfahrt geht. Spitznamen können witzig, überraschend, humorvoll sein. Das gilt auch für die spaßige Analogie zwischen den bekannten Vorhang-Wabenfassaden der Kaufhauskette Horten AG („Horten-Kacheln“) und den gerasterten Wänden des Kirchenschiffs von Ahaus, das 1965/66 nach Plänen des Architekten Erwin Schiffer entstand. Spitznamen sind aber erst wirklich treffend, wenn sie Grundkonflikte der Zeit knapp und präzise auf den Punkt bringen. Genau das gelingt mit St. Horten!



## „Heutigwerdung“

Die Planungs- und Bauzeit des Schiffs war die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65), das der katholischen Kirche neue Impulse geben sollte. „Aggiornamento“ lautete ein Stichwort, das heißt „Heutigwerdung“ und Aktualisierung der traditionellen Glaubenswahrheiten. Das war sicher gut und sicher notwendig! Aber auch eine sichere Gelegenheit für Kirchenkreise, die den Geist von 1968 atmeten, ihre Anliegen aufzuschrauben: z. B. die Abschaffung des katholischen Milieus, der Volkskirche und des Traditionsbestands auf allen Feldern. An deren Stelle sollten ein (welt-)offenes Gemeindeverständnis und eine konsequente Säkularisierung treten – bei gleichzeitiger Institutionalisierung dank sprudelnder Kirchensteuereinnahmen. Kirche schaffte sich ab (als soziale Großfigur) und wuchs rasant (in Planstellen und Baustellen). Fortan gab es Streit in der katholischen Kirche.

Architektur war nur ein Nebenkriegsschauplatz dieses Streits, aber ein besonders öffentlicher. Mit Erwin Schiffers klarer, konsequenter, kubisch einfacher Neuplanung von St. Mariä Himmelfahrt ist die Idee des radikalen Bruchs mit der Vergangenheit auf den Punkt gebracht: Kirche soll nach dem Konzil – so eine verbreitete Meinung – vollkommen neu werden. Der Traditionsbruch lässt sich zwar nicht aus den Konzilstexten lesen, aber aus dem damaligen Zeitgeist. Und im Zeitgeist meinten manche auch den „Geist des Konzils“ zu erkennen.

## Eine Reihe von Umbrüchen

Am Beispiel Ahaus wird eine ganze Reihe von Umbrüchen sichtbar: St. Horten bricht erstens mit der überörtlichen Kirchenbau-Tradition. Im Münsterland und weit darüber hinaus bevorzugte man bis in jene Jahre eine traditionelle Sachlichkeit, und dies nicht nur im Kirchenbau. Zweitens bricht St. Horten mit der Örtlichkeit des Ahauser Marktplatzes, denn die umgebenden Häuser mit geneigten Dächern vermitteln das Bild einer gewachsenen Altstadt. St. Horten bricht drittens mit dem spätgotischen Vorgängerbau, dessen Turm verblieb. Die neugotische Kirche entstand nach Brandschaden ab 1865, jedoch unter Einbeziehung erheblicher spätgotischer Elemente der

## moderneREGIONAL

Zeit von 1498 bis 1519: vor allem in Chor und seitlicher Kapelle. Und viertens bricht St. Horten mit jeder Bildlichkeit, die im katholischen Bereich besonders gepflegt wurde. Die Rasterfassade (mit einer Glasgestaltung von Georg Meistermann) erlaubt kein Gemälde, keine Skulptur, keine ikonographische Aussage. Der Raum will zuallererst Hülle sein für die sonntägliche Liturgie mit der Zentralstelle des Blockaltars.

Diese vier Brüche lassen sich als Modernisierung beschreiben, als überfälliges Abwerfen von Ballast, als Befreiung. So wurde es getan und so wird es getan. Allein: Hier wurde auch mit Menschen gebrochen, sogar mit vielen Menschen, die zuvor die sachlichen Traditionsbauten verwirklichten und sich darin wohlfühlten. Solchen, die sich in ihrer Altstadt zu Hause wussten. Und solche, die auch die Bautradition der Stadtkirche nebst Turm aus dem 16. Jahrhundert wichtig fanden. Schließlich solche, die ein Bild der Muttergottes und andere Bilder im Kirchenraum suchten. Das waren viele Menschen, die sich oft nicht spektakulär äußerten, vielfach Menschen, die man etwas pauschal als Kirchenvolk bezeichnete.

### Widerworte

Im Falle von Ahaus aber gab es Widerworte, die es in sich hatten. Der Volksmund prägte den Spitznamen St. Horten. Dieser Kaufhaus-Vergleich trifft – über die Idee der Säkularisierung hinaus – ins christliche Mark. Denn die Bibel berichtet, wie Jesus die Händler und Geldwechsler durch Jesus Christus aus dem Vorhof des Tempels vertreibt: „Macht meines Vaters Haus nicht zu einem Kaufhaus!“ (Joh. 2, 16). Darauf baut auch ein Spottgedicht des Zeichners und Schriftstellers Robert Gernhardt: „Die Kirche St. Horten in Ahaus / wird noch in tausend Jahren / Entgeisterten davon künden / wie willfährig wir waren.“ Willfährigkeit bedeutet hier gedankenlose Bereitwilligkeit, bedeutet Dienstfertigkeit und Gefügigkeit. So wundert sich Gernhardt: „Traurig, was die sich trauen / Komisch, was die da machen“, um im letzten Absatz die fatale Diagnose zu stellen: „Von wegen Qual der Wahl / die Dummheit war total.“ Gemeint ist die Dummheit, das Eigene zu beseitigen zugunsten einer ungewissen und idealisierten Zukunft, die von anderen entworfen wurde.

Nicht willfährig war 1963/64 die staatliche Denkmalpflege. Sie äußerte erheblichen Widerstand gegen den Plan von Stadt, Kreis, Bistum und Pfarrgemeinde, das spät- und neugotische Kirchenschiff niederzulegen. Allerdings ohne Erfolg. Ironie der Geschichte: Der Neubau erlangt heute selbst denkmalpflegerischen Zeugniswert, in architekturhistorischer und in künstlerischer Hinsicht, aber auch als Dokument der kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der 1960er Jahre. Dabei blieb St. Horten nicht der einzige Spitzname, ein weiterer wäre genauso einen Essay wert: Gotteskäfig.



*Ahaus, St. Mariä Himmelfahrt (Bild: LWL-Denkmalpflege, Landschafts-und Baukultur in Westfalen, Foto: Angelika Brockmann-Peschel, 2017)*

## INTERVIEW: „Abhängig von Bildern“

*Peter Busmann im Gespräch mit Alexander Kleinschrodt*



*Peter Busmann, Dani-Karavan-Vernissage in Köln (Bild: © Raimond Spekking, CC BY SA 3.0, via wikimedia commons, 2011)*

Die bekanntesten Werke des Architekten Peter Busmann – das Museum Ludwig und die Philharmonie – stehen in Köln. Heute wohnt der 85-Jährige beschaulich auf halbem Wege nach Bonn, mit malemischem Blick auf den Rhein. Immer noch ist er so Streitbar, wie man es ihm oft nachgesagt hat. Vor Kurzem erst hat er sich für den Erhalt des von ihm gestalteten Rathauses in Siegburg stark gemacht. Erfolgreich, der Bau wird nach einer Bürgerentscheid nun saniert. Welche Zuschreibungen seine Entwürfe ausgelöst haben und wie er heute über solche Sprachbilder denkt, erläutert er im Gespräch mit moderneREGIONAL:



**moderneREGIONAL:** Herr Busmann, die von Ihnen entworfene Gesamtschule Bonn-Beuel wird von rotlackierten Metallverkleidungen geprägt. Das hat ihr den Namen „Ketchup-Schule“ eingebracht. - **Peter Busmann:** Die Schüler haben diese Bezeichnung damals gefunden. Meine eigenen Enkel kennen die Schule auch unter diesem Namen. Das finde ich okay. Rot ist eine aufreizende Farbe. Aber Erich Schneider-Wessling, mit dem ich das Büro BAUTURM gegründet habe, sagte immer: „Rot ist für mich neutral, nicht etwa Grau.“ Rot wie das Blut, das ist eine Farbe des Lebens. Naja, sie brauchen sich ja nur hier umzusehen ... *(zeigt auf das rotlackierte Bücherregal im Hintergrund)*

**mR:** Das Rot hatten Sie nicht als Provokation eingesetzt? - **PB:** So etwas fiel uns eigentlich immer ganz selbstverständlich ein, ohne irgendwelche Absichten. Es ist dann natürlich ein wenig unser Markenzeichen geworden – nicht nur bei mir, sondern auch bei meinen Büro-Kollegen. Wir nannten das immer das „Bauturm-Rot“.

**mR:** Auch Ihr Kölner Museum Ludwig (geplant gemeinsam mit Godfried Haberer) hat damals polarisiert – dieses Mal wegen der gezackten Sheddächer ... - **PB:** ... da fällt mir sofort das herrliche Titelblatt des Zeichners Peter Gaymann ein: Vor dem Bauwerk fotografiert ein Hahn den anderen. Der eine: „Interessante Dachgestaltung“. Darauf der andere: „Aber irgendwie geklaut!“ Der Hahnenkamm als Anspielung auf das Museum Ludwig. Da war mir klar: Jetzt sind wir mit dem Bau in Köln angekommen.

**mR:** Manche sprachen auch von „Güterwaggons beim Gruppensex“. Wer hat dieses Bonmot in die Welt gesetzt? - **PB:** Der damalige Vorstandsvorsitzende von Ford. Da habe ich schon ein bisschen geschluckt. Aber gut, das muss man akzeptieren. Wie Goethe bereits sagte: „Jedes Urteil eines Menschen über einen anderen ist auch ein Urteil über ihn selbst.“ *(lacht)* Die Bevölkerung hat das übrigens nicht aufgegriffen, ein Spitzname ist daraus nicht entstanden.

**mR:** Haben Sie mit anderen Bauten ähnliche Erfahrungen gemacht? - **PB:** Ja, bei der Kölner Musikhochschule. Hier herrscht wieder Rot vor. Aber im Inneren findet sich die Komplementärfarbe Grün – bei der Mensa und in den dortigen Sitzgruppen. Dafür sorgte damals auch der Künstler, der mit uns gearbeitet hat: Barna von Sartory. Er liebte dieses Grasgrün und hat das auch viel bei seinen

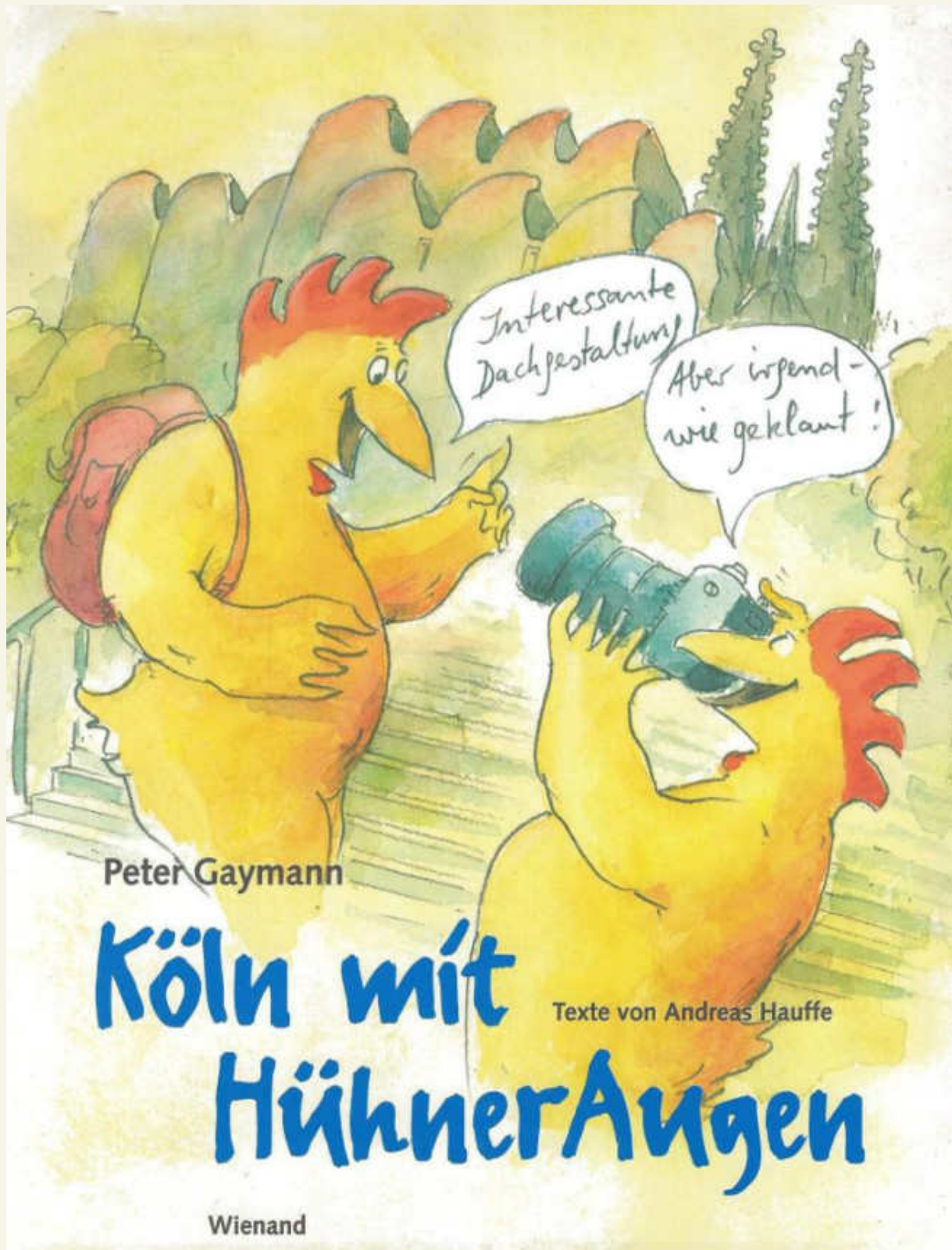


*Köln, Dachlandschaft des Museums Ludwig und der Philharmonie (Bild: © Raimond Spekking, CC BY SA 4.0, via wikimedia commons, 2012)*

Skulpturen verwendet. Ich weiß von Musikstudenten, die sagten: „Wir treffen uns ‚in der Grünanlage‘.“ (überlegt) Als Vorsitzender bei Wettbewerben habe ich oft richtig autoritär verboten, Metaphern zu verwenden. Sonst setzt sich irgendein Eindruck zu einem Entwurf fest, ob negativ oder positiv. Das muss doch ganz offen bleiben. Man ist sonst so abhängig von diesen Bildern.

**mR:** Der Journalist Stefan Rethfeld schreibt im Leitartikel zu diesem Heft, ein guter Gebäude-Spitzname müsse „taxitauglich“ sein. - **PB:** Sicher ist da immer etwas Volkstümliches. Beim Berliner Kanzleramt kann man ja durchaus an eine Waschmaschine denken. Oder „Zirkus Karajani“ für die Berliner Philharmonie – das ist die

Berliner Schnauze. Wenn Taxifahrer oder wer auch immer so etwas kreieren, dann macht sich das breit. Es wäre doch abartig, wenn man dagegen anrennen würde. Das muss man einfach so stehen lassen.



„Köln mit HühnerAugen“ von Peter Gaymann und Andreas Hauße (Bild: Buchcover, Verlag Wienand)



## **moderneREGIONAL**

**mR:** Rückblickend wirkt die Architektur der 1970er Jahren eher wie eine reine Expertenkultur. Stimmt dieser Eindruck?

**PB:** Kurz nach der Einweihung mussten wir Architekten uns zu Gebäuden wie dem Museum Ludwig immer einiges anhören. In Köln gab es einen bekannten Architekturkritiker, dem irgendjemand sagte: „Aber schauen Sie, das wird doch akzeptiert von der Bevölkerung, die sind da gerne.“ Darauf antwortete er: „Sprechen Sie etwa von der Abstimmung mit den Füßen?“ Das war diese Haltung: Was alle toll finden, kann nicht gut sein. Dazu habe ich mich öffentlich oft unheimlich bissig geäußert. Die sogenannten Experten muss man schon kritisch sehen, vor allem in der Verkehrsplanung. Ein Satz wurde immer wiederholt: „Nicht machbar!“

**mR:** Gibt es einen Gebäude-Spitznamen, den Sie besonders mögen?

**PB:** Auf Anhieb fällt mir nur ein Zitat von Karl Kraus ein: „Schlagfertig bin ich immer zehn Minuten später.“ (*lacht*) Dass Gebäude personifiziert werden, scheint mir besonders interessant. In Hamburg, wo ich herkomme, heißt die Michaeliskirche kurz „Michel“.

*Das Gespräch führte Alexander Kleinschrodt.*

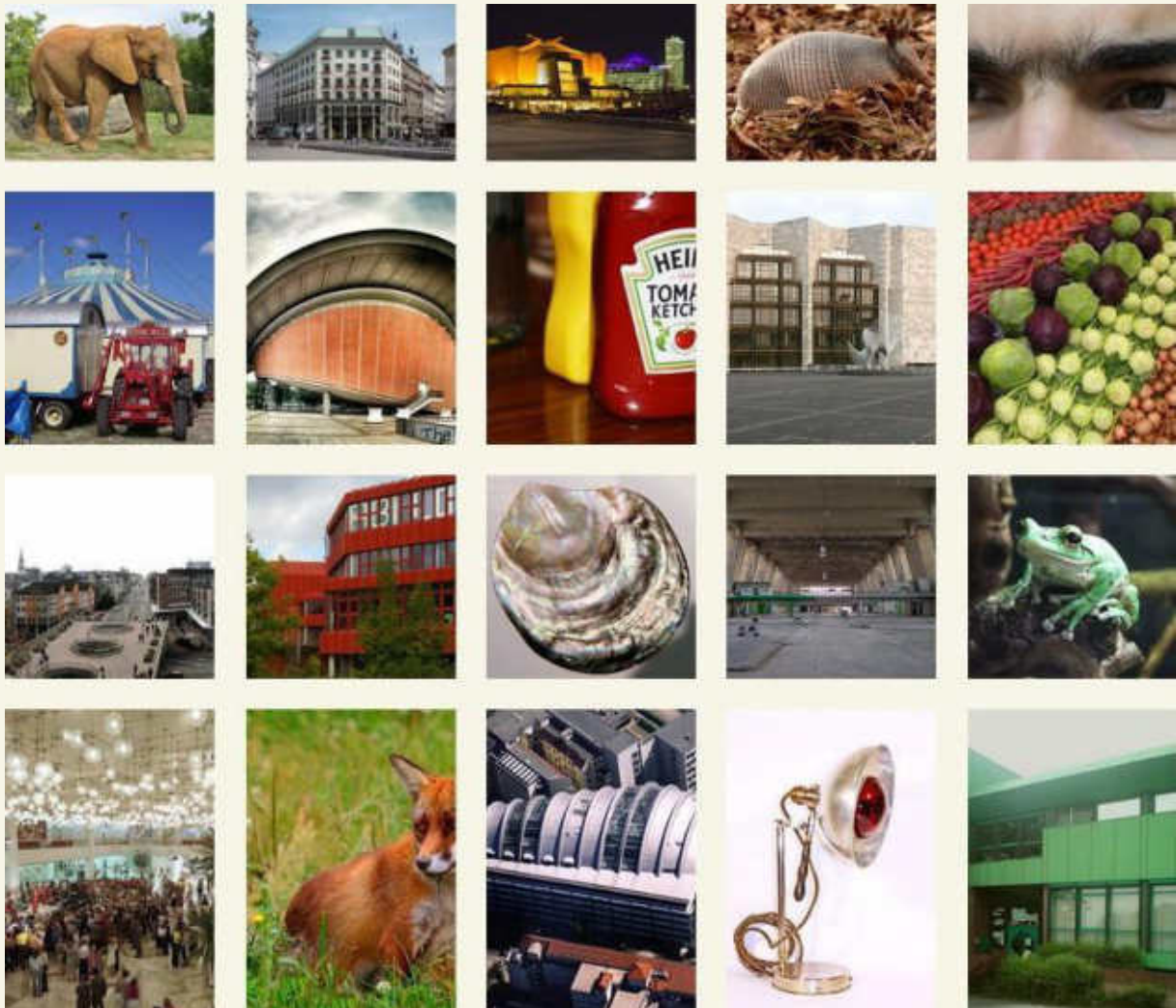
Peter Busmann, geboren 1933, hat unter anderem bei Egon Eiermann Architektur studiert. Sein Denken und Entwerfen sei außerdem, wie er heute sagt, stark von dem Tischler, Pädagogen und Architekturkritiker Hugo Kükelhaus geprägt worden. Früh hat Busmann sich selbstständig gemacht, schloss sich dann aber ab den 1970er Jahren mit anderen Architekten zusammen: Er gehörte zu BAUTURM, in deren ehemaligem Kölner Haus bis heute das „Theater im Bauturm“ seinen Platz hat. Später entstand das Büro Busmann & Haberer, heute als BHBVT in Berlin tätig.



## FOTOSTRECKE: Nickname-Bilderrätsel

*nennen wir es Gehirnjogging*

Wenn Sie die Artikel des Sommerhefts verfolgt haben, sind Sie jetzt gut gerüstet: Welches Motiv gehört zu welchem Bau? Viel Vergnügen beim Knobel! (Die Auflösung finden Sie auf der nächsten Seite).



(Einzel-Bildnachweise sh. [www.moderne-regional.de/nickname-bilderraetsel](http://www.moderne-regional.de/nickname-bilderraetsel))

*(Auflösung: Elefant zur Fußgängerüberführung in Gießen, dem sog. Elefantenklo; Gürteltier zum Ludwig-Erhard-Haus (IHK), dem sog. Gürteltierhaus; Augenbrauen zum Loos-Haus in Wien, dem sog. Haus ohne Augenbrauen; Zirkuszelt zur Berliner Philharmonie, dem sog. Zirkus Karajani; Ketchup zur Gesamtschule in Bonn-Beuel, der sog. Ketchup-Schule; Gemüse zur Frankfurter Großmarkthalle, der sog. Gemüsekirche; Auster zur Kongresshalle in Berlin, der sog. Schwangeren Auster; Laubfrosch zur Neandertalhalle in Mettmann, der sog. Laubfroschoper; Fuchs zum Mainzer Rathaus, dem sog. Fuchsbau; Lampe zum Berliner Palast der Republik, dem sog. Erichs Lampenladen)*

## Die Autoren

**Dr. Karin Berkemann**, \* 1972, Dipl.-Theologin, Kunsthistorikerin M. A., Fortbildung „Architekt in der Denkmalpflege“, seit 2002 freie Projekte, 2008-10 wiss. Volontärin/Angestellte beim Landesamt für Denkmalpflege Hessen, seit 2013 Kustodin/Lehrauftrag an der Uni Greifswald.

**Anke von Heyl**, Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Pädagogik, freie Kunstvermittlerin, Beraterin für Besucherorientierung, engagiert sich im Arbeitskreis Nachkriegsmoderne des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz (RV), seit 2006 Kulturbloggerin.

**Alexander Kleinschrodt**, \* 1985, Kulturwissenschaftler und Kunsthistoriker, Lehrbeauftragter in Bonn und Köln, Arbeit in der Kulturvermittlung, Mitglied der Werkstatt Baukultur Bonn und im Regionalvorstand Bonn/Rhein-Sieg/Ahr des (RV).

**Heinrich Otten**, Dipl.-Ing., Fachhochschulstudium Architektur und (nach Jahren der Berufspraxis) Hochschulstudium von Kunstgeschichte, Historischer Geographie und Städtebau, freiberuflich tätig bei der Inventarisierung von kirchlichem Kunstgut, Dozent für Kunst- und Kulturgeschichte, ab 2014 Denkmaltopographie Paderborn, seit 2018 Wissenschaftlicher Referent der Inventarisierung bei der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen.

**Stefan Rethfeld**, \* 1969, Germanist M. A., Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Kulturanthropologie, 1998-2007 freier Journalist im Bereich Feuilleton u. a. für die Frankfurter Rundschau, heute Redakteur bei Oldtimer Markt und Oldtimer Praxis.

**Impressum:** Hefredaktion: A. Kleinschrodt, Frankfurt/M.. 2019; Titelmotiv: Gießen, Fußgängerüberführung/sog. „Elefantenklo“, während einer Greenpeace-Aktion (Bild: youtube-Still); Herausgeber: D. Bartetzko, K. Berkemann; Onlineversion des Hefts: [www.moderne-regional.de/nicknames-19-3/](http://www.moderne-regional.de/nicknames-19-3/). ISSN (online): 2365-0370; HBZ-ID: HT018260134; ZDB-ID: 1050988183; Letzte Änderungen am Dokument: 29. Mai 2019. Die Urheberrechte für die Beiträge liegen jeweils bei den Autoren, die Rechte für die Abbildungen wie jeweils am Bild angegeben. Es gelten die Ausführungen des Impressums von moderneREGIONAL: [www.moderne-regional.de/impressum/](http://www.moderne-regional.de/impressum/). moderneREGIONAL gUG (haftungsbeschränkt), c/o Dr. Karin Berkemann, Frankenallee 134, 60326 Frankfurt am Main, 0179/7868261, [k.berkemann@moderne-regional.de](mailto:k.berkemann@moderne-regional.de), [www.moderne-regional.de](http://www.moderne-regional.de).